

Sprechsaal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **15 (1928)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SPRECHSAALE

SCHAFFEN STATT RICHTEN

»Ein ganz Grosser ist von uns gegangen«, so stand nach dem Tode von Herrn Dr. *Hans Trog* in der Tagespresse zu lesen, der er diente. Solche einseitige Urteile sind bei uns in der Schweiz möglicher als anderswo, und es gereicht das dem Stande unserer Kultur nicht zum Vortheile. Zum Nachruf auf einen Dahingeschiedenen gehört vor allem, dass man ihn möglichst umfassend übersehe, seine Leistungen von ihrem mittelsten Punkt aus erfasse und die sich befestigenden Umrisse in eine unbewegliche Kante einpasse. Dazu soll sich der frische Grabhügel erst gesenkt haben, damit das zunächst erregte Andenken das volle Mass der Wahrhaftigkeit gewinne. Es ist das dann nicht Kritik an einem Toten, der das Recht hatte, so zu sein wie er war — wohl aber Kritik an uns selbst.

Er war Bürger, wir sind es auch. Sein Fleiss, seine Gewissenhaftigkeit im Brotberufe waren kaum zu übertreffen. Aber wir glauben nicht, dass er einen vorbildlichen Gebrauch von ihnen machte.

Er neigte mit ihnen nicht der echten Güte zu. Er war nur in dem Masse gütig, als er ängstlich war. Sobald er sich seiner Ueberlegenheit sicher fühlte, erlag er der Versuchung nicht selten, grausam zu sein. Wirklich grausam — in einem menschlich unnötigen Sinne des Wortes. Er fühlte sich dann als eine überpersönliche Macht und sprach doch nur aus seinem unkorrigierten Selbstbewusstsein, wenn er »die Kritik« sagte — eine Einbildung, die ihn durchs Leben begleitet hat. Er bedurfte ihrer, um der zu werden, der er dann war, aber legte sie auch nicht ab, als sie ihm hätte entbehrlich sein sollen, falls er unter seine Füsse den festen und würdigen Stand wirklich gewonnen hätte, auf dessen äusseren Anschein ihm alles ankam. »Ein Mann wie Trog«, sagten diejenigen, die er für seine besten Leser hielt.

Es wäre seinem von Hause aus nicht eindeutigen Wesen vermutlich dienlicher gewesen, an einem Gymnasium Lehrer für Geschichte und die grossen Sprachen zu werden. Dass er enttäuscht war, als sich diese seine Absicht zerschlug, spricht für seine richtige Einsicht in seine Grenzen. Ihn hätten dann die Gefahren nicht bedroht, denen er nachher zum Teil erlag. Jetzt bekam er das Richtschwert über lebendige Menschen in seine Hand, und das verschob ihm die Achse, in der er zum senkrechten Charakter hätte erwachsen können. Es verkrümmte sich etwas in ihm, als er sich cäsarische Gebarden zumuten musste, um seines Amtes zu walten. An dem »Oderint, dum metuant!« ist er nicht vorbeigekommen. Und wenn es auch eine geliebene Dämonie war, deren er bedurfte, so war doch gerade diese Anwendung

in ihm wohlbegründet und vom Erfolge belohnt. Sie hatten vor ihm Angst, nicht zuletzt alle diejenigen, die sich von ihm öffentlich loben und verehren liessen. Er befand sich mit seinen Lesern schicksalsmässig in einer gemeinsamen Unsicherheit schon mit den Instinkten gegenseitig untereinander verbunden — irgendeine unschöne Berechnung war da nicht dabei. Seine Bürgerlichkeit lieferte ihm die vielfache Deckung im freien und gefährlichen Spiel der künstlerischen und philosophischen Ueberzeugung. Zum Schulmeister geboren, ohne es doch haben werden zu können, war er tatsächlich nur denkbar in einer publizistischen Stellung, die von vornherein gegen alle Elemente gesichert war. So wurde er zum Helden im Bollwerk. Er hätte kein Jahr als freier Schriftsteller ausgehalten, und deshalb war ihm einst der Basler »Samstag« ein solcher Dorn im Auge, obschon der, am Voltmeter gemessen, kaum schärfer stach, als der Herr vom Feuilleton, sobald er seine Leser geschlossen hinter sich wusste und nur noch auf den Pöbelpunkt zu drücken brauchte. »Unser stets verdriessliches Onkelchen Trog«, sagten wir schliesslich; denn seine Empfindlichkeit war so mimosenhaft, dass ihm darüber jede Fähigkeit abhanden kam, die Berechtigung dazu auch bei seinen Opfern vorzusetzen. Wogegen wir dann aber einmal uns gezwungen sahen, Trumpf zu spielen gegen den Hexensabbath, von dem man sich im lieben Vaterlande umgeben sah, und den Vierzeiler aus der Ersten Walpurgisnacht zitierten:

»Die Salbe gibt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog —
Der flieget nie, der heut nicht flog.«

Ein solches Blitzlicht sollte die Lage dahin erhellen, dass kritisches Talent etwas Relatives sei, je nach dem Sockel, von dem aus es abgefeuert wird.

Dr. Hans Trog ist in seiner Einföhlung auf ein freies Sichausleben oft sehr weit von der eigenen Bürgerlichkeit abgerückt, und dann machte ihm das »épaté le bourgeois« Spass. Aber nie hat er es gewagt oder fertig gebracht, das Verständnis für einen Schaffenden auch dann noch aufzubringen, wenn dieser das Entweder - oder zwischen Kunstsinn und Bürgersinn vom kritischen Urteil verlangte. Hierin stand er weit zurück hinter seinem Vorgänger *Albert Fleiner*.

Echte Grösse, so lange sie verkannt war, freihändig zu entdecken, war ihm glatt versagt. Als Debütant in den Achtzigerjahren schmähete er Böcklin so, dass ihn dessen kranker Sohn auf der Pfalz ohrfeigte. Als Bächtolds Keller-Biographie die Säumigkeit des Dichters bekannt gab, eine Geldschuld zu begleichen gegen einen Freund, der selbst in Not geraten war, hat der Kritiker — damals allerdings noch nicht an der N. Z. Z. — dies auch

dem Künstler schwer verdacht — zum Kellerfreund ist er erst in Zürich geworden. Endlich hat er einmal das grosse Wort geprägt, der Tiefstand der zeitgenössischen Philosophie, am Jahrhundertende, lasse sich daran er-messen, dass Nietzsche noch keine Widerlegung gefun-den habe! Das waren unter seinen nicht wenigen ver- fehlten Gelegenheiten die drei unsterblichen! Er war aber nicht unbelehrbar, und wird nicht zuletzt als Bahn- brecher Böcklins, Kellers und Nietzsches weiterleben!

Sobald er nicht in Zwickmühlen geriet, hinderte ihn nichts, seines Wegs als ein wackerer Mann fürbas zu schreiten. Seine Ehrlichkeit wies ihn an Jakob Burck- hardt und Konrad Ferdinand. Da bedurfte seine natür- liche Begeisterungsfähigkeit keines künstlichen Trans- formators. Aber doch sagte er einem jungen Freunde: »Gehen Sie nach Berlin und hören Sie Treitschke — das ist mehr als Köbi.« Wenn man ihn damals sah, kurz- schrittig, misslaunig, unter beiden Armen Bücher, die sein Havelockmantel deckte, so ahnte man die Ausdauer und auch die Rechtschaffenheit, die ihm eine wirkliche Lauf- bahn öffneten. Aber man war sich auch klar, was ihm fehlte, bei allem Dank, dass er trotz seiner Jugend den Leser schon richtig zu führen wusste und trotzdem die Klinge, mit der er traf, fein französisch geschliffen war. Er liess einmal im Stadttheater einen Prolog von sich auf Gustav Freitag sprechen, der von allen Musen ver- lassen war. Der von ihm etwas gewaltsam untergehal-

tene Prof. *Albert Gessler* in Basel konnte so etwas viel besser. Den Namen »Goethe« sprach er geradezu par- fümirt aus. Vor Alfred Kerr warf er sich in den Staub. Er musste sich dann eben in Zürich endgültig stilisieren. ... Wir halten es selbst für etwas bedenklich, derartige Gedanken über einen Verstorbenen nicht für uns zu behalten. Schwiegen wir aber, so würde sich ein Wölk- chen falschen Weihrauchs nicht zerstreuen, das man über seinem Gedächtnis angezündet hat. Wir reden nicht zuletzt in der aufrichtigen Ueberzeugung, dass sein An- denken eine solche »Kritik der Kritik« aushält. Damit nicht zurückzuhalten, erschien uns notwendig angesichts der geringen Zucht unserer öffentlichen Meinung und auch aus einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl; denn viele, die sich glauben stumm verhalten zu müssen — und darunter manche Namhafte — werden mit diesem nachträglichen Sühneversuch nicht hadern wollen. Es ist eben an seiner Bahre Wesentliches verschwiegen wor- den (wenn auch ohne weiteres zuzugeben ist, dass dort nicht der Ort gewesen wäre, solche Vorbehalte anzu- bringen). Obige Urteile unterdrückend, hätten wir ihm kaum einen Gefallen getan, nachdem seine Freunde mit einseitigem Rühmen ihm einen solchen nicht durchaus erwiesen haben! Es mag nun über seinem Namen die Ruhe niedersinken, auf die auch er nach vollendetem Kampf Anspruch hat!

Carl Albrecht Bernoulli.

CHRONIK

KUNST AN DER SAFFA

In einem eigenen, gut beleuchteten Pavillon haben die Schweizer Künstlerinnen zusammen mit den Kunstge- werblerinnen ihre Werke ausgestellt. Die rührige Gesell- schaft schweizerischer Malerinnen und Bildhauerinnen begeht damit zugleich das Jubiläum ihrer zehnten Aus- stellung. Doch hatten nicht nur die Mitglieder dieser Ge- sellschaft das Recht, Arbeiten der Jury zu unterbreiten. Die grosse Zahl der eingesandten Werke (über tausend Bilder und Plastiken) mag es begreiflich machen, dass die begutachtende Kommission da und dort ein Werk durchschlüpfen liess, das besser draussen geblieben wäre. Doch drangen sich diese teilweise recht dilettantischen Arbeiten nicht so sehr auf, dass der Gesamteindruck stark unter ihnen litte. Im ganzen genommen präsentiert sich die Schau vorzüglich, vor allem auch dank der aus- gezeichneten, unpedantischen Anordnung.

Unsere grossen Ausstellungen, Salon, Turnus etc. zeigen, dass es nicht Schweizerart ist, sich hemmungslos mo- dischen Richtungen des Auslands anzuschliessen. Und genau so, vielleicht noch stärker, tritt die Scheu vor Experimenten, vor noch Unerprobtem in der Malerei und

Bildhauerei unserer Frauen zu Tage. Das juste milieu triumphiert, glücklicherweise nicht auf Kosten der Quali- tät. Es ist im Gegenteil für den Kenner hoch erfreulich zu sehen, wie ernsthaft unsere Künstlerinnen um die Vol- lendung ringen, ob sie nun als Nachfahren der tonigen Malerei, der Lichtmalerei oder als Vertreter der Aus- druckskunst sich gebärden. Das auf irgendeine Weise durchkomponierte, in sich vollendete Bild ist ihr Ziel, die interessante Skizze, der äussere Effekt liegt ihnen weniger. Oft ist man versucht, den Malerinnen mehr Wagemut zu wünschen, oft wäre man froh, nicht nur ihr treffliches Können, ihre vorzügliche Schulung loben zu dürfen, man möchte gern da und dort einen stärkern Persönlichkeitseinschlag feststellen können. Aber gerade die handwerkliche Tüchtigkeit, die fast alle Arbeiten unserer Künstlerinnen auszeichnet, schafft den sichern Boden, auf dem sie selber und ihre Nachfolgerinnen zu freierem und unbekümmerterem Schaffen gelangen wer- den. Der Zug zur dekorativen Bildaufteilung, der frü- hern Ausstellungen unserer Malerinnen den Stempel aufdrückte, tritt heute weniger hervor. — Die stärksten Eindrücke gehen von den Werken der Bild-